

Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 55 (1947)

Heft: 14

Artikel: Die gestorbene Hoffnung

Autor: Dietsche, Cecile

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-556499>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die gestorbene Hoffnung

Von Cecile Dietsche

Nach neun Tagen war das zarte, neugeborene Knäblein wieder gestorben, und nach einigen weiteren Tagen wurde die junge, schwächliche Mutter aus dem Spital entlassen. Sie ging mit hängenden Schultern, einen kleinen Koffer in der Hand, durch lange Gänge und über Treppen, setzte mechanisch Fuss vor Fuss auf den blanken Böden der modernen Frauenklinik, verabschiedete sich von Arzt und Schwester, die ihr liebevoll zuredeten, und stand endlich allein und verloren vor dem grossen Portal, das sich mit einem leisen Knirschen hinter ihr schloss. Sie stand da und wusste nicht, wohin sie sich wenden sollte, nicht weil sie kein Zuhause gehabt hätte, sondern weil ihr war, als hätte sie dort drinnen, hinter dem grossen geschlossenen Portal ein Stück ihrer Seele zurückgelassen, etwas, das ihr ureigenstes Sein gewesen war, das einen Teil ihres Selbst in sich getragen und nun mitgenommen hatte, so dass sie fühlte, als hätte man sie entzwei-gerissen und ihr das Lebensnotwendigste weggenommen. Sie lächelte müde und ein wenig verwirrt bei dem Gedanken an das Kind, das sie mit unendlicher Hoffnung unter dem Herzen getragen und um das sie, noch ehe es geboren, manchmal gezittert hatte, Schmerz und Freude um das kleine Leben schon im voraus durchkostend. Gleichsam wie eine, die eine grosse Kostbarkeit trägt, die sie sich mit Angst und Schmerz erkauft und immer wieder erkauft will, war sie durch jene Zeit der Hoffnung gegangen, wie lange war das her? Mit einem leisen Stolz und einer zitternden Freude hatte sie die Klinik betreten, den besorgten und ihrer Tapferkeit wegen doch beruhigten Mann zurücklassend. Was war seither geschehen, und warum stand sie nun wieder vor dem Tor, neben den Rosenbeeten, die sie schon bei ihrem Eintritt bewundert hatte? Wie lange war es her, seit sie hoffnungsvoll eingetreten war! War sie nicht alt geworden seit dem Augenblick, wo das leise Schreien des Kindes in dem kleinen Bett neben dem ihrigen verstummte? War ihr Körper und ihre Seele nicht ganz leicht und leer geworden? Sie erinnerte sich, dass sie die Leiche des Kindes hatte sehen dürfen, gestern oder vorgestern oder vor langer Zeit, sie wusste es nicht mehr. Man hatte sie in den hellen, kleinen Raum mit den weissen Wänden geführt, wo das Kind auf einem Schragen lag. Aber als sie das verschrumpfte Gesichtchen mit dem verzogenen Mund, die kleinen, geballten Hände und die weissen Blumen, von mitleidiger Hand auf das Kissen gestreut, gesehen hatte, da war ihr gewesen, als hätte man sie an einen fremden Ort geführt, wohin weder sie noch ihr Kind gehörten, und sie fühlte, dass sie keine innere Beziehung hatte zu dem starren Körperchen auf dem Schragen. Ja, ihr schien, als ob keine Gemeinschaft bestände zwischen ihm und dem kleinen, pochenden Leben, das sie mit sich getragen und dann geboren hatte. Und das war das Schrecklichste gewesen.

Endlich verliess sie den Vorplatz der Klinik. Sie schritt den Rosenbüschen entlang, die längs der Spitalmauer gepflanzt waren, und am Ende der Strasse traf sie ihren Mann, der sie abholen wollte. Er lächelte verlegen und traurig, als er in ihr schmal und alt gewordenes Gesicht blickte, aber sie sah weder sein Lächeln noch seine Traurigkeit, er erschien ihr, wie alles ringsum, als ein Wesen, dessen Gestalt man zwar gewahr wird, zu dem man sich aber in keine innere Beziehung setzen kann. Und so blieb es auch in den Wochen und Monaten, die nun folgten. Was war aus der einstmaligen heiteren jungen Frau geworden? Mechanisch ging sie ihrer Arbeit nach, aber alle ihre Worte und Bewegungen hatten etwas Erzwungenes bekommen. Wenn sie nicht dringend zu Hause beschäftigt war, verbrachte sie ihre Zeit auf dem Grabe des Kindes. Sie machte eine Kultstätte aus dem kleinen Erdhügel mit dem bescheidenen Kreuz und der irdenen Engelsfigur. Sie nahm einen Feldstuhl mit, setzte sich neben das Grab und arbeitete oder starrte stundenlang auf das blumengeschmückte Stück Erde. Sie vergass die Zeit und dass sie einen Mann hatte und dass sie selbst noch lebte und zu leben verpflichtet war. Und wenn es ihr einmal zum Bewusstsein kam, dass es eine Welt um sie gab, und Menschen, die darin lebten, so hasste sie diese Welt und diese Menschen und alles, was sie davon abhalten wollte, auf das kleine Grab zu gehen. Sie hasste ihren Mann und ihre Haushaltung, sie liebte und ersuchte nichts mehr, als neben dem kleinen Erdhügel zu sitzen und bei dem Kinde zu sein. Und wenn ihr in seltenen Augenblicken eine Stimme in ihrem Herzen sagte, dass diese Blumen und dieses Kreuz nichts mit dem Kinde zu schaffen hätten, und dass sie das Andenken des Kindes bewahren und doch ins Leben zurückkehren könne, so hasste sie auch diese Stimme und hörte nicht auf sie. Manchmal verliess sie des Nachts heimlich die Wohnung und setzte sich an das Ufer des Flusses. Sie dachte daran, zu sterben, aber dann fürchtete sie, die Blumen auf dem Grabe des Kindes würden verwelken und niemand würde sie erneuern, das Holzkreuz würde von Moos überwachsen werden und der lönerne Engel Risse bekommen und niemand würde

es bemerken, niemand würde mehr des Kindes gedenken, wenn sie nicht mehr da sei. Und so geschah das Merkwürdige, dass sie durch ihre krankhafte Gebundenheit an die Ruhestätte des Kleinen doch wieder vor dem Schlimmsten, vor dem völligen Untersinken bewahrt wurde. Wenn sie am Flusse sass, hörte sie das Singen des Wassers, es war ein eigentümliches Singen in ihren Ohren, so wie kleine Kinder singen, die die Gesetze der Melodik nicht kennen. Manchmal hörte sie dieses Singen überall, auf dem Friedhof und in der Küche, und wenn ihr Mann sie in solchen Augenblicken anredete, sah sie ihn verständnislos an und wusste nicht, wozu er redete; es erschien ihr sinnlos, zu reden. Sie sah nicht, wie ihr Mann älter und vergrämt wurde, und wenn er ihr zusprach und sie mit Bitten oder Schelten aus ihrer Apathie reissen wollte, so schwieg sie. Einmal brachte er sie zu einem Arzt, sie liess es geschehen, und dieser riet ihrem Manne zu einer zeitweiligen Versorgung in einer Nervenheilanstalt. Als sie begriff, dass man ihr die Möglichkeit, auf das kleine Grab zu gehen, nehmen wollte, schrie sie, schlug um sich und verfluchte ihren Mann. Aber da schien erst recht ihre Ueberführung in die Anstalt nötig, und sie musste sich fügen.

In der Anstalt wurde sie den harmlosen Patienten zugeteilt. Sie war ja gutmütig und tat niemand etwas zuleide, sie sprach kein Wort, und ihr Blick war ganz stumpf geworden. Sie machte den Eindruck einer alten Frau. An schönen Tagen durfte sie im Park spazieren gehen, und dabei traf sie manchmal auf ein kleines Mädchen, das im Rasen spielte. Zuerst sah sie das Kind nicht, es unterschied sich für sie nicht viel von den Bäumen. Aber als sie einmal auf einer Bank bei dessen Spielplatz sass, kam das Mädchen weinend zu ihr gelaufen. Es hatte sich mit einer Glasscherbe das Händchen verletzt und blutete stark, das weisse Kleidchen war schon ganz beschmutzt davon. Verständnislos und stumpf blickte die Frau in das tränenfeuchte Gesichtchen, aber da traf sie ein flehender Blick aus den Kinderaugen, und ein zitterndes Stimmchen schlug an ihr Ohr, das sagte: «Es tut mir weh, hilf mir doch.» Das waren neue Worte, mit einer neuen Stimme gesprochen, die sich von den Worten der Schwestern und Mitpatienten unterschieden und die Seele der Frau seltsam rührten. Etwas wie eine uralte und längstverschüttete Erinnerung stieg in ihr auf, die Erinnerung an ein zartes Kinderleben, an eine scheue Hoffnung und das Sterben dieser Hoffnung, an eine jubelnde Freude und ein bitteres Leid. Aber seltsamerweise tat diese Erinnerung nicht weh, sondern rief eher ein Erstaunen hervor, dass da etwas, das man schon längst vergessen hatte, plötzlich wieder da war, hervorgerufen durch die unschuldigen Worte des Mädchens, eine lebendige und doch verklärte Erinnerung an ein Spitalzimmer, ein winziges Kind und ein Grabhügelchen. Und da stieg auch das Bild des Mannes wieder in ihr auf, und sie wünschte plötzlich, ihn zu sprechen und zu sehen, obwohl sie nicht wusste weshalb. Von nun an suchte sie öfters verstoßen die Nähe des Kindes, ohne sich darum zu kümmern, woher es kam. Sie wusste nicht, dass die Kleine einer täglichen Besucherin der Anstalt gehörte, die während ihres Aufenthaltes im Hause das Kind unbesorgt bei den wenigen, gutmütigen Patienten im Garten spielen liess. Und merkwürdig, mit der schmerzlichen Erinnerung, welche die Anwesenheit des Mädchens immer in der Frau hervorrief, stieg doch zugleich eine seltsame neue Hoffnung in ihr auf, die sie sich nicht zu deuten wusste. Sie bemerkte plötzlich die Schönheit des Parkes und die Rosen am Wege. Wenn das Kind lachte, lächelte sie auch, manchmal schenkte sie der Kleinen Süßigkeiten, nur um einen Blick aus den blauen Kinderaugen zu erhaschen. Es war, als habe ein winziger Lichtstrahl in der Dunkelheit ihres Gemütes Eingang gefunden, so dass sie vieles mit anderen Augen als vorher sah. Auch ihren Mann sah sie plötzlich anders, als er sie besuchen kam, sah zum erstenmal seit langer Zeit wieder ihren Mann in ihm, sah, dass er alt und müde geworden war, und sah, dass er litt. Und wie sie langsam erkannte, dass er um ihretwillen litt, da erschrak sie, und dieses Erschrecken rüttelte die Tiefen ihres Wesens auf und riss sie aus ihrer Umdüsterung, so dass sie klarer und lebendiger wurde, weil sie ihrem Manne Freude machen und ihn trösten wollte, und weil sie immer mehr die Kraft in sich fühlte, ihm Freude zu machen und für ihn zu leben. Und wie sie, durch das unschuldige Kind aus ihrer Umnachtung herausgerissen, ihrem Manne wieder näher kam, erwachte in ihr die langbegrabene Hoffnung auf ein Kind noch einmal, und diese Hoffnung und das Wissen um die Möglichkeit ihrer Erfüllung gaben sie dem Leben zurück. Zwar musste sie noch eine Weile in der Anstalt bleiben und wurde auch nicht mehr die frühere, heiter-sorglose Frau. Aber ihre Augen glänzten in einem neuen Lichte, als sie am Tage ihres Austrittes von dem kleinen, weissgekleideten Mädchen auf dem Rasen Abschied nahm.

Aus «Schickane am Krankenbett», Orell Füssli-Verlag, Zürich